

nutzt K. eine Sprache, von der ich gestehen muß, daß ich sie nicht verstehe. Es fehlt ein Schlüssel zu ihrem Verständnis, etwa in Form eines alphabetischen Verzeichnisses der zahllosen Abkürzungen; freilich, die benutzten Zeichen sind zum Teil keine Buchstaben des Alphabets, aber sie sind auch nicht allgemein bekannte Zeichen der Logistik.

J. de Vries S. J.

Mackie, John Leslie, *The Miracle of Theism. Arguments for and against the existence of God*. Oxford: Clarendon Press 1982. 268 S.

Nach M. ist die Behauptung des Theismus sinnvoll, weshalb man nach seiner Wahrheit fragen muß. Da diese nicht direkt verifizierbar ist, schließt das die Frage nach ihren Beweisen ein. Diese sind entweder deduktiver Art, die keinerlei Erfahrung voraussetzen oder Argumente, die irgendeine Erfahrung voraussetzen, also – nach M. – Argumente einer besten Erklärung (best explanation), einer besseren Hypothese sind. Die Untersuchung der nicht-deduktiven Argumente darf sich aber nicht damit begnügen, diese gesondert zu prüfen, sie müssen auch nach deren kumulativem Effekt geprüft werden. Zu den Erfahrungstatsachen gehören auch die Religion und die religiösen Überzeugungen. Gibt es da eine nicht-theistische Erklärung? Auch hier spielt die Konvergenz der Gründe für und wider eine Rolle. Kap. 1–8 behandeln die traditionellen Argumente für den Theismus. Diese legt er jedoch nicht in der historischen Abfolge dar. – Kap. 1 hat die Wunder und Wunderbezeugungen als Begründung für den Glauben an Gott zum Gegenstand. In Kap. 2 erörtert M. Descartes' Argument für das Dasein Gottes aus dem Besitz der Gottesidee. In Kap. 3 untersucht er die verschiedenen Formen des ontologischen Gottesbeweises. Kap. 4 wendet sich gegen Berkeleys Begründung der Existenz Gottes. Kap. 5 ist dem kosmologischen Argument gewidmet (s. unten). Kap. 6 behandelt das moralische Argument, Kap. 7 das Argument aus dem Bewußtsein. Die Argumente „für“ nicht „aus“ einem Weltplan sind Gegenstand von Kap. 8. Bevor M. sich in Kap. 10–14 betont modernen Formen der Verteidigung des Theismus zuwendet, widmet er das Kap. 9 dem Problem des Übels im Zusammenhang mit der Allmacht Gottes und dem menschlichen freien Willen und als Argument für die Inkonsistenz des Theismus. Kap. 10 behandelt die religiöse Erfahrung und die natürliche Religionsgeschichte, Kap. 11 den Glauben ohne Vernunft (darin über Pascal und Kierkegaard), Kap. 12 Religion ohne Glauben? (Glaube, daß ..., Glaube an ...), Kap. 13 den Gottes-Ersatz. Kap. 14 zieht die Schlußfolgerungen. In Abs. a) geht M. auf Künigs Alternative Nihilismus oder Theismus ein und schließt mit der Feststellung, Küng habe selbst alles Material gesammelt, um den Nihilismus innerweltlich, ohne Gott, zu überwinden. Es folgt Abs. b) mit der Balance der Wahrscheinlichkeiten gegen den Theismus und Abs. c) über die moralischen Konsequenzen des Theismus. M. hält dafür, daß die atheistische Moral, weil uneigennütziger, besser sei als die theistische.

Es ist natürlich unmöglich, hier dem vielfältigen Für und Wider des Buches im einzelnen nachzugehen. Nur über das kosmologische Argument sei kurz etwas mehr berichtet. In Kap. 5 behandelt Abs. a) das kosmologische Argument in der Form, die ihm Leibniz gegeben hat (Kontingenz und Prinzip vom zureichenden Grund). Aber aus der Kontingenz der Teile der Welt folgt nicht die Kontingenz des Weltganzen, wenn kontingent das ist, was nicht wäre, wenn etwas anderes anders gewesen wäre. Das Prinzip vom Grunde ist nur ein a posteriori gefundenes nützliches Leitprinzip. Nach ihm setzen alle Gründe weitere voraus. Bezieht man es aber auf die ganze Reihe der Gründe, dann fordert man einen Grund von absoluter Notwendigkeit, der alles und jedes erklärt, sich selbst aber nicht erklärt. Das Argument versagt vollkommen. Abs. b) befaßt sich mit dem Argument aus dem Regreß der Ursachen, die einander in der Zeit folgen. M. fragt, warum eine die erste sei, warum nicht viele? Ferner, warum die eine gerade Gott? Von den fünf Wegen des Thomas v. Aq. setzen die ersten beiden eine veraltete Physik voraus. Beim dritten Weg fragt M. (nach anderen Einwänden), warum das durch sich Notwendige Gott sein müsse, warum es nicht ein dauernder Grundstock von Materie sein könne, die weder anderswoher stamme noch im Begriff die Existenz einschließe. Auch beim Argument aus der endlich verflissenen Weltzeit (Abs. c) bleibt am Ende die Frage nach der sich selbst erklärenden Existenz Gottes offen. Warum soll die eine Unerklärbarkeit der Gottesexistenz kleiner sein als die andere des Weltbeginns ohne Ursache? – Swinburne (Abs. d) hält die Weltentste-



hung durch einen persönlichen Gott für wahrscheinlicher. M. hält dem entgegen, daß Gottes Wirken durch bloßen Willen uns unverständlich sei.

Aus dem Gesagten wird erkennbar, daß M. nur zwei Arten der Begründung des Theismus kennt: entweder durch bloß begriffliche Analyse oder aus der Erfahrung mit Hilfe von erklärenden Hypothesen. Diese ausschließende Alternative macht ihm auch das Verständnis der fünf Wege von Thomas von Aquin unmöglich. Was die sonst dargestellten Beweise angeht, ist mir noch keine Untersuchung begegnet, die so scharfsinnig Kritik an ihnen geübt hat, und zwar eine berechtigte Kritik, die aber am entscheidenden Punkt des Gottesbeweises überhaupt vorbeigedacht hat. Wie ist das möglich? Durch eine essentialistische Auffassung des Seins, die der genannten ausschließenden Alternative zugrunde liegt. Durch sie werden auch sonst gültige Gottesbeweise entwertet, da durch sie Gott in ein System vereinnahmt würde. Ein systemimmanenter Gott ist aber nicht mehr absolut. Ein Gott, aus dem man etwas „erklären“ kann, ist kein freier Schöpfergott. Was absolut notwendig im Sein und so allein notwendige Bedingung aller Möglichkeit ist, kann nicht selbst wieder eine Möglichkeit im Bereich aller „möglichen Welten“ sein. Die Behauptung der Existenz Gottes ist keine „Hypothese“, sondern die notwendige Bedingung der Möglichkeit jeder wahren Behauptung und innerweltlichen Erkenntnis.

W. Brugger S. J.

Haeffner Gerd, *Philosophische Anthropologie* (Urban-Taschenbücher 345: Grundkurs Philosophie 1). Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer 1982. 180 S.

Die vielfältig differenzierte Frage, was bzw. wer der Mensch eigentlich sei, gehört, jenseits des vieldeutigen „Pathos der Eigentlichkeit“, in das zentrale Anliegen jedes ursprünglichen philosophischen Bemühens: weil in die positive Fragwürdigkeit menschlichen Daseins mitten in seiner raum-zeitlichen Alltäglichkeit. Seit dem 19. Jh. zentriert sich philosophisches Fragen immer mehr in einem anthropologischen Horizont, der sich aus einem spezifischen menschlichen Selbstverständnis heraus thematisiert. Worin das „Zentrum“ dieser Denkwege besteht, was (wer) in ihm als Gabe und Aufgabe des Denkens zur Sprache kommt, das bleibt jedoch merkwürdigerweise oft unklar. Jedenfalls scheint das Zentrum nicht in sich bestehen zu können: Anthropologie schwankt zwischen dem Zustand einer Unterabteilung der Biologie und einer Dekadenzform der idealistischen Transzendentalphilosophie, die sich kategorial zu vermitteln trachtet.

Verf. geht in seinem Buch von dieser „Ortlosigkeit“ der Suche nach einem umfassenden Begriff des Menschseins aus, der als Begriff die genannte Differenz von kategorial und transzendental übersteigt, aber gerade so das in beiden Horizonten implizite Anliegen einer fundamentalen Hermeneutik des Daseins einbirgt und schöpferisch bewahrt, ohne in einen philosophischen Fundamentalismus abzugleiten. Insofern nimmt er die Frage nach dem Wer (Was) des Menschen „genetisch“ ernst, d. h. sie geht dem Verf. im wissenschaftlichen Kontext auf, so daß gerade durch die Entäußerung der Frage nach dem Wesen des Menschen in die raum-zeitlichen Gegebenheiten seiner Manifestationen und den ihnen entsprechenden wissenschaftlichen Perspektiven, das Wer (Was) an ihm selbst hervortritt, ohne jedoch zur bloßen Funktion einzel-wissenschaftlicher Ansätze herabzusinken. Was demnach auf den ersten Blick wie ein Vergessen des Wesens-Bereiches im einzelwissenschaftlichen Feld des Fragens aussieht, bewahrheitet sich auf dem philosophischen Denkweg als wachsende Erinnerung des menschlichen Logos nach vorne. Die philosophische Qualität dieses Unternehmens stellt sich somit als produktive Versöhnung von Philosophie und Einzelwissenschaft dar. Sie zeigt die Insuffizienz der wissenschaftlichen Behandlungsweise der anthropologischen Frage auf und bejaht zugleich den ganzen Reichtum ihrer Forschungsrichtungen sowie deren wichtigste Ergebnisse. – Die – methodisch gesehen – wichtigste Aufgabe besteht folglich darin, einen Ansatz zu entdecken, der es einerseits ermöglicht, die Verschiedenheit der Methoden, mit deren Hilfe anthropologische Erkenntnisse gewonnen werden und an die sie kategorial gebunden bleiben, zu achten – und so andererseits das Suchen und den Weg eines synthetischen Verstehens eröffnet und freigibt. Verf. erfährt und reflektiert die Lösung dieser Aufgabe darin, daß sich aus der inneren Problematik und Insuffizienz der einzelnen Methoden, d. h. aus der ihrem Ansatz und ihrer Durchführung eigentümlichen *positiven* Vor-läufigkeit wie „von selbst“ ein Übergang zu einer andersartigen Methode ergibt, so daß sich im